Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 23

Artikel: Ein Frühvollendeter

Autor: Falke, Konrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748313

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Frühvollendeter.

Von **Konrad Falke** (Zürich).

In der Literatur herrscht heute ein Wettrennen; und wie bei einem solchen kommt es gelegentlich vor, daß die berühmten Namen versagen und ein Outsider durch einen verwegenen Sprung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Der Sprung, der Walter Calé zu einer gewissen Berühmtheit verholfen hat, war ein Salto mortale im eigentlichen Sinne des Wortes: am 3. November 1904 schied der dreiundzwanzigjährige Dichter freiwillig aus einem Leben, das ihm nichts mehr bieten konnte. Daß er damit selber seinen Ruhm gebar, mochte er kaum ahnen und hätte er sicher nie gewollt; seine Werke zerstörte er größtenteils vor der unseligen Tat, und was sich in seinen Nachgelassenen Schriften* findet, hat mehr der Zufall als die Absicht erhalten.

Aber das wenige Übriggebliebene (das immerhin einen Band von fast vierhundert Seiten füllt) genügt, daß wir uns ein Bild schaffen können. Das beigegebene Porträt, das einen Menschen von zarter Konstitution und offenbar jüdischer Abstammung zeigt, hilft uns wesentlich dabei; Mund kaum von einem Schnurrbärtchen verdeckt, lange Nase, fein modellierte Stirn, kurzgelocktes Schwarzhaar, aus dem ein selten durchgebildetes Ohr hervortritt. Wir sehen Walter Calé, einst gewiß ein ebenso feines Kind wie jetzt ein sinnender Jüngling, fast verwundert das Leben betrachten, mit dem er sich doch innerlich peinlich auseinandersetzt.

Damit ist fast schon alles Äußerliche gesagt. Bleibt noch hinzuzufügen: Walter Calé ist in Berlin geboren und gestorben und hat mit Ausnahme eines in Freiburg zugebrachten Semesters auch immer dort gelebt. Er studierte erst Jurisprudenz, wandte sich dann der Philosophie zu; im Grunde seiner Seele war er ein Dichter, einer von jenen Menschen, die nicht in diese Welt passen und es darum auch nicht in ihr aushalten können . . .

Wir werden hier die vierhundert Seiten nicht eingehend besprechen; wir müssen zusammenfassen und uns mit Andeutungen begnügen. Es gibt einen Intellekt, der alle Grenzen überspringen will und überall Absolutes zu Relativem herabdrückt: das ist der faustische Erkenntnis-

* Walter Calé, Nachgelassene Schriften. S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

drang, eine der hervorstechendsten germanischen Eigentümlichkeiten. Es gibt aber auch einen Intellekt, der innerhalb der einmal erkannten Grenzen Relativität gegen Relativität setzt und zu einer unaufhörlich sich selbst zerfleischenden Dialektik wird: diese Art zu denken ist für die jüdische Rasse charakteristisch. Sie findet sich in der Dichtung Walter Calés, und zwar nicht nur als Gedankendialektik, sondern bei ihm, dem Dichter, feiner und schöner, aber auch gefährlicher als Gefühls-dialektik. Er schaut alles symbolisch: aber er wählt die sinnfälligsten Begriffe (weil er Künstler ist) nur, um etwas Unsinnliches möglichst stark auszudrücken (da er es doch einmal in das irdische Kleid der Sprache hüllen muß).

In den Tagebuchaufzeichnungen ist sich Walter Calé über das Wesen seiner Dichtung völlig klar. Seine Gedichte basieren auf keinem lyrischen Augenblickserlebnis; sie gehen aus einer Lebensstimmung hervor, die sie erst nach und nach auszuschöpfen vermögen. Daher die Bewußtheit des Schaffens, die Monotonie des Inhalts. Bei großen Lyrikern wie bei Goethe wiegt der lyrische Moment, wegen der Tiefe des Erlebens, eine Lebensstimmung auf, während bei Calé erst eine Reihe lyrischer Momente diese Lebensstimmung in ihrer Totalität reproduzieren kann. „Ich bin zu intellektuell!“ sagt er von sich selbst, sein Grundübel offenbarend.

Das ist es: Walter Calé mangelte die Tiefe. Nicht die geistige; seine Gedanken bohrten tief genug, ja, allzutief. Wohl aber jene Tiefe, die zugleich Schwere ist: der sinnliche Ballast. Davon findet man in seiner Dichtung gar nichts; es ist die Traumwelt eines aus dem dunklen, aber nährenden Boden der Sinnlichkeit entwurzelten Geistes. Calés Leben als Ganzes gleicht einem Musikstück, das den Baß verloren hat und dessen Melodien ohne die unerläßliche harmonische Grundlage zuletzt in die Irre gehen müssen! Es entstehen zwar jene seelenvollen Zwiegespräche, wie zwischen Beatrix und dem Sänger; das irdische Weib und die sinnliche Liebe aber existieren nicht mehr. Auch kommt es wohl zu dramatischen Auseinandersetzungen wie in dem allein erhaltenen letzten Akt des „Franziscus“, allerfeinsten Gefühlsabwägungen; zum Handeln selbst bleibt weder Zeit noch Kraft übrig. Das Leben von außen nach innen, das Erkennen, ist stärker als das Leben von innen nach außen: das Wollen, das seine Taten wie Pfeile in die Erscheinungswelt hineinschießt und Ziele trifft.

Noch einmal ein Gleichnis: es gibt Uhren, die, wenn die Ballastschnur reißt, in kurzer Zeit abschnurren und mit ihren Zeigern für das Auge ebensoviel Stunden durchrasen, als sie unter normalen Verhältnissen getan haben würden, nur daß damit die wirkliche Zeit nicht um das Geringste vorgerückt wird. Eine solche Natur war Walter Calé:

sein geistiges Leben bestand in einem beständigen Vorausnehmen, Vorausahnen, das ganze Gedankenketten mit allen ihren Schwierigkeiten mühelos übersprang; in seinen Tagebuchnotizen schlummern Erkenntnisse, die gleich unheimlichen Laternen an der Peripherie des Lebensrätsels wandeln und seltene, böse Streiflichter ins bisher Verhüllte werfen. Aber Calés Intellekt lebte nicht nur von seiner persönlich-sinnlichen, sondern auch von der allgemein-sozialen Grundlage getrennt: er trat nicht ins reale Leben mit seiner Kulturentwicklung ein, sondern stand abseits, und wäre es nach ihm gegangen, so hätte er auch die Früchte seines seelischen Einsiedlerlebens mit ins Grab genommen. Er glich einem geistigen Dampfkessel — in einem Romanfragment hat er sich selbst Xaver Dampfkessel genannt — und dieser Dampfkessel, statt mit seiner Kraft die Allgemeinheit vorwärts zu treiben, zersprang. Daß die in diesem seltenen Menschen lebendigen Seelenmächte nun durch die vorliegende Ausgabe der nachgelassenen Schriften wieder eine Kompression erfahren und zur Wirkung auf Distanz gelangen, ist eine Sache für sich. Von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, offenbart sich darin so etwas wie ein Gesetz der Erhaltung auch der geistigen Kraft . . .

Und nun die Schlußfrage: warum hat sich Walter Calé das Leben genommen, warum ist er in den Freitod gegangen? Eben nur aus logischer Konsequenz seines extremen Intellektualismus, der, vom Ballast und der Kontrolle des elementaren realen Lebens frei, sich selbst aufrieb wie eine Maschine, die leer geht oder doch, wo es Felsblöcke zu bewegen gilt, nur Spinngewebe verarbeitet. Fritz Mauthner sagt in seinem beigegebenen Vorwort, auf das bekannte Wort Ibsens anspielend, Calé habe nicht die Kraft gefehlt, Gerichtstag zu halten über sich selbst, wie jeder echte Dichter es seinen innern Erfahrungen gegenüber tut, wohl aber die Kraft, diesen Gerichtstag zu überleben; das beständige Gericht seines Intellektes drückte alle Werte des Lebens zu Relativitäten herunter und zuletzt ertrug es sein rührend kindlich gebliebenes und nach Halt und Ruhe verlangendes Herz nicht mehr, daß der Geist unaufhörlich über alles hinwegsetzte, alles niederphilosophierte.

In diesen Zwiespalt — den typischen des modernen Menschen — dürfen wir hineinblicken. Der Herausgeber, Arthur Brückmann, leitet die merkwürdige Hinterlassenschaft durch eine Schilderung Calés ein, die sein Bild aufs glücklichste überall dort ergänzt, wo die Werke notwendigerweise keine Rückschlüsse mehr zulassen. Noch weniges zur Abrundung: Walter Calé war ein Mensch, der nicht nur jede freie Minute las, sondern, wenn das Leben rief, ebensosehr alle Bücher im Stich lassen konnte; es peinigte ihn geradezu ein Durst nach Erleben und Erlebnissen, aber sein alles zermalmender Geist war unersättlich und das Bemühen, ihn zu befriedigen, eine Danaidenarbeit. Daß man

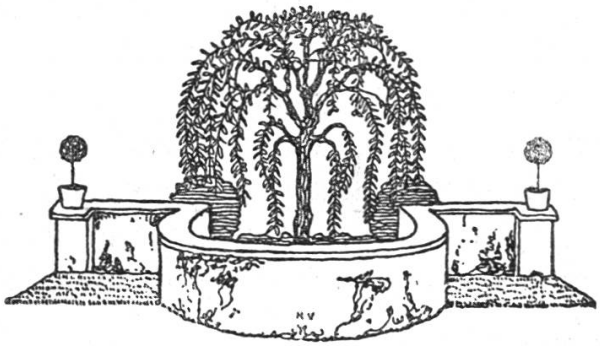
sich in der Schweiz für den unglücklichen Dichter interessiert, das hat Walter Calé — abgesehen von dem menschlichen Interesse — äußerlich durch seine Liebe zu den Alpen, innerlich durch seine grenzenlose Verehrung Gottfried Kellers verdient. Zu dieser Kraftgestalt fühlte er sich offenbar aus dem Gegensatz heraus angezogen: sein eigenes Leben und Dichten waren ja so ganz anders . . .

Ist der Leser neugierig, es kennen zu lernen, in einem menschlichen Einzelschicksale letzte Konsequenzen unserer Kultur gezogen zu sehen? Diese Zeilen bezweckten, ihn darauf vorzubereiten, seinen Blick richtig einzustellen; ein Klang aber möge ihm aus dem sonderbaren Buche schon jetzt entgegentönen. Ich denke an das Gedicht, in dem der junge Dichter zwei Jahre vor seinem Tode schon mit seiner Möglichkeit rechnete, nur daß er es noch freudiger und mutiger als bald nachher sein Leben ausklingen ließ —

Es rinnen rote Quellen
um mein gesegnet Haus;
es tränkt ein schwarzer Reiter
sein schwarzes Roß daraus.

Er lehnt schon hundert Jahre
vor meinem runden Tor;
die Zeit wird ihm nicht lange,
ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreien Schritte,
so kann ich bei ihm stehn,
so kann ich mit ihm reiten,
wie meine Wünsche gehn.

Das ist so schön zu wissen!
Ich sag es tausendmal:
„Es wartet einer draußen!“
Und bleibe doch im Saal.

Der Reiter schläft im Schatten,
sein Panzerhemd blinkt gut;
dem Rappen ist sehr schläfrig,
mir ist sehr froh zu Mut!